

Barbara Traub
Michael Blume

Wenn nicht wir, wer dann?

Ein Gespräch nach 1700 Jahren
jüdischen Lebens in Deutschland

Patmos Verlag

*Wenn ich nicht für mich bin,
wer ist dann für mich?
Wenn ich aber für mich bin,
was bin ich?
Und wenn nicht jetzt, wann dann?*
Rabbi Hillel, Pirke Awot 1,14



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Alle Rechte vorbehalten

© 2022 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.verlagsgruppe-patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Foto Barbara Traub und Michael Blume

© Burkhard Finken

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1312-5

Inhalt

Wenn nicht wir, wer dann?

Wenn nicht jetzt, wann dann? – Einleitung 9

Michael Blume

Ich bin ein dankbarer Schüler von Noach,

Japhet und Sem – Alphabet und Bildung

am Fuß der Alpen 13

Barbara Traub

Die Grundlagen jüdischer Ethik wurden

in meiner Familie weitergegeben – Meine jüdische

Bildung in Wien 24

Michael Blume

Karl Popper lese ich bis heute von allen

Philosophen am meisten – Jüdische Denker und

Denkerinnen auf meinem Bildungsweg 38

Barbara Traub

Leben heißt, Fragen zu stellen und

Antworten zu geben – Viktor Frankls Bedeutung

für mein Leben und Arbeiten 51

Michael Blume

Die Geschichte der Frankfurter Schule erweist sich als überaus fruchtbares Scheitern – Einsichten zur »autoritären Persönlichkeit« jenseits des Marxismus 77

Barbara Traub

Bilder können heilsam wirken, aber auch Zorn und Kampf erzeugen – Jüdisches Kunstschaffen zwischen religiösem Bilderverbot und säkularer Ästhetik 87

Michael Blume

Von der äußerlichen Gestalt zur innerlichen Qualität von Kunst – Eine interreligiös angeregte Bildungserfahrung 108

Barbara Traub

Die Frage nach verbindlichen Werten darf nicht liegen gelassen werden – Vom Dialog innerhalb der jüdischen Gemeinde zum interreligiösen Dialog 112

Michael Blume

Als Christ sehe ich noch so viele Baustellen – Antisemitismus und Abrahamitischer Dialog 130

Barbara Traub

Handlungen, die einmal geschehen sind, können wiederkehren – Antijüdischer Hass und die Kraft weiterzumachen 138

Michael Blume

Es lohnt sich der Kampf um jede Seele – Strategien
gegen den Antisemitismus 157

Barbara Traub

Wir haben nur die Möglichkeit über das Gespräch –
1700 Jahre jüdisches Leben – was dürfen wir hoffen? 165

Michael Blume

Es war mir eine Freude – Zum Ausklang 176

Barbara Traub

Was ich sehe – Zum Ausklang 179

Ein gemeinsamer Schluss 182

Anmerkungen 185

Zur Autorin und zum Autor 191

Wenn nicht wir, wer dann? **Wenn nicht jetzt, wann dann?**

Einleitung

Wir beide trafen einander beim ersten Abrahamsfest in Baden-Württemberg. Es war das Jahr 2000 christlicher, 5761 jüdischer und 1421 islamischer Zeitrechnung, und Menschen jüdischen, christlichen und islamischen Glaubens lernten einander kennen. Uns verband die Neugier, nicht nur die religiösen Grundlagen, sondern auch die Geschichten und persönlichen Sichtweisen kennenzulernen. Aus Begegnungen wurden Gespräche, und aus einigen Gesprächen wurden gar Freundschaften, die zur Zusammenarbeit motivierten. Uns verband der Wunsch, die je eigene Identität durchaus zu wahren, aber über gewachsene Grenzen und Voreingenommenheiten hinauszugelangen. Wir erkannten, dass die freiheitliche Demokratie uns die Möglichkeiten für solche Schritte eröffnete, wie es sie in der Geschichte nur punktuell gegeben hatte. Mit dieser Erfahrung neuer Möglichkeiten verband sich für uns aber auch eine innere Verpflichtung, mit dem Wissen um die je eigene Geschichte eine Zukunft in Vielfalt zu entwickeln. So ergab sich für uns die

ganz praktische Frage: Wer, wenn nicht wir? Und wenn nicht jetzt, wann dann?

Wir beide sind selbstverständlich nur zwei Beteiligte eines großen und offenen Prozesses, der von immer mehr Menschen an immer mehr Orten getragen wird. Was wir schon jetzt erfahren haben ist, dass durch den Austausch mit den Angehörigen anderer Religionen und Weltanschauungen auch das Wissen über die je eigenen Grundlagen vertieft wurde. Niemand wurde weniger jüdisch, christlich, muslimisch oder humanistisch, sondern unsere Wahrnehmung vertiefte und erweiterte sich. Dies betraf nicht nur das Faktenwissen, sondern auch emotionale, ethische und philosophische Sichtweisen. Wir konnten dadurch zum Beispiel unsere Kinder besser verstehen und begleiten, die in Umfeldern von Vielfalt und Freiheit aufwuchsen. Wir meinen, dass religiöse Traditionen für das Leben sensibilisieren und es fördern, es aber nicht verhärten und einengen sollten. Gerade deswegen haben wir nie die Augen davor verschlossen, dass Antisemitismus und Rassismus auch in unserer Gesellschaft weiterwirken und durch das Internet auch neue Verbreitungswege gefunden haben. Nicht der Rückzug in nur vermeintlich sichere, ideologische Festungsmauern ist die Antwort darauf, sondern die gemeinsame Arbeit gegen den Hass und für mehr Miteinander. Die Fragen, die sich unseren Kindern stellen, etwa zur Ernährung und dem Schutz der Umwelt, müssen über die verschiedenen Traditionen

hinweg – und am besten gemeinsam – ins Gespräch gebracht werden. Es gibt keinen je jüdischen, christlichen, islamischen oder humanistischen Planeten Erde, sondern nur eine gemeinsame Welt, für die wir entweder auf der Basis unserer religiösen Zugehörigkeiten gemeinsam Verantwortung übernehmen – oder daran scheitern. Ist es nicht unsere Aufgabe, der nächsten Generation Mut zu machen und zu zeigen, dass trotz aller Versäumnisse auch vieles möglich ist, Wege sich erschließen?

In diesem Buch haben wir unser langjähriges persönliches Gespräch in die klassische Form des Briefdialogs gegossen. Daran können Sie schon ersehen, dass wir Traditionen nicht fürchten, sondern wertschätzen – aber gerne mit neuen Inhalten beleben. Schon in unser beider Religionen bilden das Gespräch und die Verwandlung des Gespräches in Schrift die Grundlage für Neues. Aus unserer Sicht ist es kein Zufall, dass ein linearer Kalender und eine Zukunftshoffnung unsere Sichtweisen prägen. Auch wenn wir es nicht beweisen können, hoffen wir: Am Ende wird es besser – und wenn es noch nicht gut ist, so ist es noch nicht das Ende.

Wenn Sie als Leserin oder Leser das Buch zur Hand nehmen, dann dient unser Blick auf die je eigene Geschichte nicht der Verschriftlichung persönlicher Eitelkeiten. Wir haben vielmehr die Erfahrung gemacht, dass Beispiele Mut machen können, auch selbst neue Fragen zu entdecken. Am Ende bezieht sich der Titel dieses Bu-

ches daher auch auf Sie: Wer, wenn nicht wir? Und wenn nicht jetzt, wann dann?

Auch wenn Sie in die uns verbindende Tora schauen, werden Sie feststellen, dass dort keine systematischen Definitionen geboten werden, sondern Geschichten, die Fragen und wiederum weitere Geschichten auslösen. Wer auch immer religionsbezogen schreibt, greift bewusst oder unbewusst auf frühere Schichten zurück. So soll auch das vorliegende Buch Menschen anregen, sinnstiftende Autorinnen und Autoren ihres je eigenen Lebens zu sein.

Barbara Traub und Michael Blume

Ich bin ein dankbarer Schüler von Noach, Japhet und Sem

Alphabet und Bildung am Fuß der Alpen

Liebe Barbara,

mit großer Freude schreibe ich Dir diese Zeilen. Denn als ich mich daranmachte, als Religionswissenschaftler, Christ und Wossi anlässlich des Erinnerungsjahres 1700 *Jahre jüdisches Leben in Deutschland* ein Buch über das mächtigste deutsche Wort – »Bildung« – zu schreiben, da merkte ich: Alleine geht das nicht. Körper und Geist sträubten sich dagegen, »über« Jüdisch-und-deutsch-Sein zu schreiben, als wären dies Traditionen, die man mit einem »Blick von oben« trennen könnte. Schon in meinem Buch über die Gefahren des Antisemitismus war ich zu dem Schluss gekommen: Wer das Judentum aus den Traditionen, Religionen und Völkern Europas herausstreichen möchte, der richtet die Axt immer auch gegen die eigenen Wurzeln.¹ Ein Buch über deutschsprachiges Judentum ohne jüdische Stimme – das ging für mich einfach nicht.

Also kam ich auf Dich zu und fragte, ob wir anlässlich von 1700 Jahren jüdischen Lebens in Deutschland ein gemeinsames Buch zum Thema »Bildung« schreiben würden. Ich freue mich sehr, dass Dir die Idee eines gemeinsamen Bandes gleich gefallen hast. Du schlugst vor, dass wir auf dem fast in Vergessenheit geratenen Konzept eines »Briefbuches« aufbauen und damit unsere jeweiligen Perspektiven sichtbar machen: Du als Jüdin, Österreicherin, Psychotherapeutin, Sozialdemokratin und Vorstandssprecherin der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs, ich als – aus einer nichtreligiösen, aus der DDR zugewanderten Familie stammendes – Arbeiterkind, als Christ und Christdemokrat, Religionswissenschaftler und Beauftragter der Landesregierung Baden-Württemberg gegen Antisemitismus. Von Dir stammte auch der Titelvorschlag, abgeleitet aus dem Mischna-Traktat *Pirke Awot*, den Sprüchen der Väter: »Wenn nicht wir, wer dann.«

Wie Du sicher gemerkt hast, liebe Barbara, hatte mich dieser Titelvorschlag sofort überzeugt. Dies nicht, weil ich der Auffassung gewesen wäre, wir beide wären die wichtigsten Menschen der Erde. Denn genauso hattest Du es nicht formuliert. Vielmehr betonen die Sprüche der Väter, dass »jeder« Mensch – unabhängig von Herkunft, Geschlecht, Religion – in jedem Moment des Lebens in einer Verantwortung steht, die niemand sonst wahrnehmen kann. Für die Welt sind wir nur zwei unter Milliarden – aber nur wir zwei können genau dieses Ge-

sprach führen. Und wenn wir die Verantwortung für unser Jetzt-Sein, konkret für unser Gespräch jetzt nicht wahrnehmen – wie sollten wir es dann von anderen einfordern? Wie könnten wir auf Veranstaltungen »mehr Dialog auch zwischen den Religionen«, mehr Wissen, Kenntnisse, Diskussionen fordern – und es dann selbst nicht leben? Ich hatte Dich so verstanden, dass wir die Leserinnen und Leser schon in dem Moment einbeziehen, indem sie den Titel wahrnehmen. Das packte mich sofort.

Auch erinnerte mich Dein Titelvorschlag spontan an die Biografie unseres gemeinsamen Freundes Meinhard Mordechai Tenné (1923–2015). Er, der den Holocaust knapp überlebt hatte, dessen Mutter und Schwester von den Nationalsozialisten ermordet worden war, der dennoch aus Israel in die Schweiz und dann nach Deutschland zurückgekehrt war, schrieb als Lehre seines Lebens: »Wir sollten es endlich lernen, uns gegenseitig ernst zu nehmen in dem, was uns innerlich erfüllt und trägt. Aus früherem Gegeneinander muss ein künftiges Miteinander werden, bei friedlichem Anerkennen bleibender Unterschiede.«²

Also tatsächlich: Wenn nicht wir, wer dann. Dies allerdings aber auch vor dem Verständnis, dass Hass und Verfolgung nicht »gegenseitig« waren, sondern dominant von den Mehrheitsgesellschaften gegen Jüdinnen und Juden in den deutschen Landen gerichtet wurden. Den Worten des früheren Präsidenten des Zen-

tralrats der Juden in Deutschland, Paul Spiegel (1937–2006), muss ich leider zustimmen: »Die Liebe der Juden zu Deutschland hat sich auf Dauer eben nur als eine einseitige Liebe herausgestellt.« Ich glaube, dass wir das ändern müssen. Nicht-jüdische Deutsche sollten begreifen, dass vom Alphabet über verschriftetes Recht, die Sprache, Musik, Wissenschaft und den linearen Kalender bis hin zu Christentum und Humanismus praktisch nichts, was jemand zur »deutschen Leitkultur« zählen möchte, ohne bedeutende, jüdische Beiträge entstand. Generationen, die nach dem NS-Regime aufgewachsen sind, brauchen sich meines Erachtens nicht persönlich »schuldig« zu fühlen. Aber eine Verantwortung, das Böse und das Gute besser zu begreifen und das Judentum nicht mehr als vermeintlich fremd abzuschreiben – die sehe ich schon. Ich gehe sogar so weit zu behaupten, dass diejenigen, die jüdisches Leben nicht als deutsch und europäisch anerkennen können, auch nicht in der Lage sind, mit Menschen anderer Kulturen, Hautfarben, Bekenntnisse umzugehen. Wer nach 1700 Jahren jüdischen Lebens in deutschen Landen immer noch bestreitet, dass beides untrennbar zusammengehört, wird Musliminnen, Chinesen, Afrikanerinnen und Hindus (um nur wenige Beispiele zu nennen) auch nicht als deutsch, österreichisch, schweizerisch annehmen können. Antisemitismus und Rassismus erschaffen die Fremdheit, unter deren Vorzeichen sie dann Hass und Ängste schüren.

In einem Edikt des römischen Kaisers Konstantin von 321 befürwortet Kaiser Konstantin die Berufung von Juden in den Stadtrat von Köln. Das ist ein greifbares Datum – denn an den wenigen Funden religiöser Symbole und Gegenstände jener Zeit nördlich der Alpen lässt sich oft noch gar nicht feststellen, ob sie von Christen oder Juden stammten. Unsere Religionen hatten sich einfach noch nicht lange genug auseinanderentwickelt und abgegrenzt, wurden auch von Außenstehenden noch oft als zwei Äste des gleichen Baumes verstanden. Und auch die Staaten, die wir heute als Bundesrepublik Deutschland, Österreich, Tschechien und die Niederlande, als die Schweiz, Belgien, Polen und so weiter bezeichnen, gab es selbstverständlich noch nicht. Die Bezeichnung »deutsch« entstand vielmehr aus dem althochdeutschen Wort *diutisc*: »was zum Volk gehört«, also »Volkssprache«. Es gab also allenfalls deutsche Lande im Sinne von Regionen, in denen Menschen Vorformen des heutigen Deutsch gesprochen haben. Und es gab eben das römische Imperium, dessen Truppen, Texte und Taten diese Regionen und die Menschen darin zu durchwirken begannen.

Eine der ältesten Bezeichnungen für die deutschsprachigen Lande stammt, wie Du weißt, von jüdischen Schriftgelehrten. Sie benannten die Völker nördlich der Alpen nach Aschkenas, einem Urenkel von Noach, Enkel von Japhet und Sohn von Gomer. Hier sehen wir sie bereits am Werk, die Liebe, von der Paul Spiegel sprach:

Jüdinnen und Juden benennen die Aschkenasim zunächst als die Anderen – und entdecken sich dann auch selbst in ihnen. So entstand das aschkenasische Judentum. Als Sprache der jüdischen Aschkenasim entwickelte sich ein eigener Dialekt, das später Jiddisch genannte Judendeutsch. Vermischung und Bewahrung auch hier.

Wie bedeutend dieses Verschmelzen von Fremd- und Selbstwahrnehmung ist, erlebe ich in meiner Arbeit nahezu täglich: Rassistinnen und Antisemiten behaupten gegen alle wissenschaftlichen Erkenntnisse bis heute gerne, aschkenasische Juden seien ja »eigentlich« keine »Semiten«, sondern »nur« Nachfahren eines zum Judentum konvertierten Turkvolkes, der Chasaren. Sie hätten also gar nicht die richtigen Gene, um Ansprüche auf ein Leben in Europa oder in Israel geltend zu machen. Diese »Argumentation« – die gerne mit Berufung auf einen israelischen Historiker namens Shlomo Sand scheinlegitimiert wird – ist nach meiner Einschätzung gleich doppelt falsch: Sie behauptet, dass es bei Staats- oder Religionszugehörigkeit auf Genetik ankomme, was weder für Deutschland noch für Israel, weder für Judentum, Christentum noch Islam gilt. Und sie ignoriert den Stand der Forschung, die ein Miteinander von Vermischung und Zusammenhalt auch für das aschkenasische Judentum der letzten Jahrtausende belegt.

Heute kämpfe ich noch täglich damit, dass Menschen »Semiten« für eine »Rasse« aus »Juden und Arabern«

halten – und ausblenden, dass es selbstverständlich ebenso Jüdinnen und Juden aller Hautfarben gibt wie Christinnen und Muslime. Das Judentum war und ist Volk und Glaubensgemeinschaft, aber nie »Rasse«. Der Noach-Sohn Sem gilt nach jüdischer Auslegung schon im Talmud als erster Begründer eines Lehrhauses, in dem Religion und Recht des Noachitischen Bundes unter dem Zeichen des Regenbogens in Alphabetschrift allen Menschen gelehrt wurden. Die vokalisiertes Alphabet Griechenlands und Roms wurden schließlich Sems Bruder Japhet zugeschrieben.³ Unser heutiger Kontinent Europa ist nach einer phönizischen Prinzessin und griechischen Sage benannt.

Hast Du schon davon gehört, dass unter deutschen Rassistinnen und Rassisten Verschwörungsmythen gegen Gen-Datenbanken kursieren? Denn allzu viele entdecken bei der Auswertung ihrer DNA bei Anbietern wie »MyHeritage« auch jüdische Vorfahren. Dankenswerterweise weisen daher inzwischen Gen-Datenanbieter auch darauf hin, dass der hohe Anteil jüdischer Nobelpreisträger (20% bei 0,2% Anteil an der Weltbevölkerung) gerade nicht aus der Genetik, sondern aus der »Kultur des Lernens« abzuleiten sei.⁴ Umso mehr wir wissenschaftlich wissen, umso absurder werden Behauptungen über »Rassereinheit«. Auch mein Großvater väterlicherseits musste wegen unseres Nachnamens »Blume« bei den Nationalsozialisten einen sogenannten »Arier-Nachweis« vorlegen. »Rassenlehren« waren und

sind wissenschaftlich unhaltbar und behaupten Unterschiede, wo keine sind.

Ich finde, die deutschsprachig-jüdische Verwandtschaft basiert sogar auf einer noch tieferen Verwandtschaft als jede Genetik: dem Alphabet. Bis heute benennen wir alle Alphabete nach den ersten beiden Buchstaben des Hebräischen: Aleph (Rind) – Beth (Haus). Im griechischen Alpha–Beta und im lateinischen A–B ist bereits jede Wortbedeutung entfallen. Ohne die Schrift vom Sinai gäbe es keine inzwischen weltumspannende Alphabetisierung, keine »semitischen« – also alphabetisierten – Religionen, keinen linearen, inzwischen weltweit nach der Geburt eines Juden ausgerichteten Kalender und keine »westliche Zivilisation«, wie wir sie heute kennen.⁵ Nicht erst »was« der römische Kaiser 321 selbstverständlich in Alphabetschrift als Erlass schrieb, begründet also unsere gemeinsamen Wurzeln – sondern schon »dass« er schrieb. Die Revolution in der Informationstechnologie – ein Schriftsystem mit unter 30 Buchstaben – hat die Geschichte erst des Judentums und dann der gesamten Menschheit grundlegend verändert; und tut es heute noch. »Erst« ab der Mitte des 20. Jahrhunderts darf die Mehrheit der Menschheit als »alphabetisiert« gelten.⁶

Und den bis heute ältesten Fund einer Alphabetschrift verzeichnen wir, ja, um etwa 1700 vor der christlichen Zeitrechnung auf dem Sinai. Noch heute, ein Jahrhundert, nachdem Thomas Mann dies in »Joseph und

seine Brüder« niederschrieb, geht die Wissenschaft weiter davon aus, dass das Alphabet aus einer vereinfachten »Menschenschrift« der ägyptischen Hieroglyphen entstanden sei. Joseph habe sein Alphabet, so schöpft Mann aus der jüdischen Überlieferung, von Abrahams Sklaven und Hausverwalter Eliezer gelernt.⁷ Dieser habe es wiederum vom mythisch-langlebigen Noach-Sohn Sem und dessen Urenkel Eber, dem Namensgeber der Hebräer.⁸ Eine Tradition des Lernens, die »Blut«- und Klassenschränken überwindet, schon von den biblischen Anfängen und frühesten Auslegungen an!

Und da sind wir auch schon bei der Frage von »Bildung«, dem nach meiner Meinung mächtigsten und wichtigsten Wort der deutschen Sprache. Über alle Menschen – nicht nur die Eigengruppe – steht geschrieben: »Im Ebenbilde (*b'zelem*) G''ttes schuf er ihn, männlich und weiblich schuf er sie« (1. Mose 1,27). Im Talmud wird daraus der wunderbare Vergleich gewonnen, dass ein menschlicher König nur sein eigenes Konterfei auf die Münzen präge – G''tt aber in jedem einzelnen Menschen sein Antlitz zeige. Die Unterrichtung der Kinder, der Bau von Schulen gehören daher schon sehr früh zu den Verpflichtungen jüdischer Gemeinden – das Judentum wird zur ersten »Schriftreligion der Bildung«. Christina von Braun beschreibt das Judentum als erste »sekundäre Religion«, die sich nicht mehr vor allem auf das primäre Medium der Sprache stützt, sondern auf die Alphabetschrift für die gesamte Gemeinde.